

Was macht Erwerbsarbeit so wichtig?

Wir hängen angeblich an der Arbeit, sind arbeitsverrückt, sind desorientiert oder gar verzweifelt, wenn sie uns ausgeht oder weggenommen wird – weshalb eigentlich? Die SchweizerInnen seien eben ein arbeitsames Volk, sagt man. In kaum einem anderen Land arbeitet man so viel wie in der Schweiz, vor allem so viele Stunden im Jahr, arbeitet aber auch ein so grosser Anteil der Erwachsenen. Sind wir arbeitssüchtige Workaholics? Hat man uns dazu erzogen und uns den Wert ›Arbeit‹ zuvorderst in die Wiege gelegt, und das seit Generationen? Hat die protestantische Arbeitsethik auch bei uns so tief eingegrabene Spuren hinterlassen, dass wir unser Seelenheil, unseren persönlichen Wert und auch den unserer Mitmenschen vor allem am Berufseinsatz messen?¹

Nach einem intuitiven Abklopfen der Bedeutung des Wortes Arbeit wollen wir im Folgenden genauer betrachten, woran man die faktische Wichtigkeit oder Zentralität der Erwerbsarbeit ablesen kann, und uns fragen, woher diese Zentralität kommt.

Was ist Arbeit?

Arbeit im allgemeinen Sprachverständnis

Machen wir einen Schritt zurück zu unserem allgemeinen Sprachverständnis: Was ist mit Arbeit gemeint? Wir benützen das Wort täglich und riskieren dabei kaum je, dass wir nicht verstehen, worum es geht, obwohl es, wie viele andere, auch metaphorisch gebraucht werden kann. Machen wir einige Versuche, es auszudeutschen.

Erste Bedeutung: Berufstätigkeit, für die man bezahlt wird; sie wird uns hier eingehender beschäftigen. Doch viele andere, nicht bezahlte Tätigkeiten werden ebenfalls als Arbeit bezeichnet: Hausarbeit, Pflegearbeit, Freiwilligenarbeit oder ehrenamtliche Tätigkeit. Laut seriösen Schätzungen wird in der Schweiz mehr unbezahlte Arbeit geleistet als bezahlte. (Madörin 2007) Ausserdem spricht man von Arbeit an sich selbst, an seinen Gefühlen oder seinen eigenen Vorstellungen, gehört das auch dazu? Eher nicht, jedenfalls nicht im direkten, nicht metaphorischen Wortsinn, denn damit würden wir uns von einem wichtigen Bedeutungskern entfernen, der sich um die Vorstellung der Tätigkeit organisiert.

Was haben die Tätigkeiten gemeinsam, die der Begriff Arbeit zusammenfasst? Die körperliche Anstrengung, der Energieaufwand,

an den man zuerst denken mag, kann es nicht sein, jedenfalls nicht in erster Linie, denn immer weniger Erwerbsarbeit braucht grossen Muskeleinsatz, ohne dass wir deshalb an ihrem Charakter als Arbeit zweifeln. Umgekehrt gilt beispielsweise Sport auch bei grossem Kraftaufwand nicht ohne weiteres als Arbeit.

Die Herstellung von Gegenständen kann es auch nicht sein, sonst wäre nur handwerkliche und industrielle und allenfalls künstlerische Tätigkeit Arbeit; alle Tätigkeiten im Dienstleistungssektor, auch grosse Teile der unbezahlten Arbeit wären ausgeschlossen, denn sie bringen keine materiellen Produkte hervor.

Kreativität und Selbstverwirklichung sind zwar wichtige Ziele, aber sicher keine allgegenwärtigen, definierenden Ingredienzen von Arbeit, im Gegenteil: Wer heute eine Erwerbstätigkeit verrichtet, die die Realisierung dieser Ziele einschliesst, gehört zu einer privilegierten Minderheit.

Wäre es eine Alternative, Arbeit als das zu verstehen, was zur Gewährleistung des Überlebens nötig ist? Das schliesse allerdings wiederum einen wichtigen Teil der unbezahlten Arbeit aus, namentlich Freiwilligenarbeit.

Und wenn Arbeit eine Tätigkeit wäre, für die man Anerkennung verdient, wenn auch nicht unbedingt immer erhält?

Ein wichtiges Element des ersten Sinnes von Arbeit als Tätigkeit ist wohl, wie schon angedeutet – im Unterschied zur Arbeit an sich selbst oder etwa zur ›Trauerarbeit‹ – die Tatsache, etwas in der Welt ausser einem selbst zu bewirken, zu verändern, und sei es auch noch so bescheiden. Ebenfalls gehört wohl dazu, zumindest ansatzweise planmässig und vielleicht auch nach gewissen Regeln vorzugehen.

Damit haben wir schon einen ansehnlichen Fächer möglicher Bedeutungen von Arbeit ausprobiert, die alle irgendwann eine Rolle spielen, aber nie für eine befriedigende Umschreibung ausreichen; die Verfolgung dieser Bedeutungsschiene verliert sich offenbar leicht im Spekulativen.

Soziologische Perspektive auf Arbeit

Wir landen also recht schnell bei einer schon fast philosophischen und nicht sehr handfesten Konstellation von Bedeutungen. Versucht man, das Wesentliche an Arbeit auf den Begriff zu bringen, so geht einem zwar diese ›Arbeit‹ nicht so schnell aus, aber man kommt nicht unbedingt sehr weit, für so Vielfältiges wird das Wort verwendet. Dies weckt den Verdacht, dass man möglicherweise in die falsche Richtung geht, wenn man versucht, die tiefere Bedeutung von Arbeit dadurch zu finden, dass man immer konzentrierter in den Begriff und seine Verwendung im Alltagsleben hineinhört. Ein wichtiger Teil

dieser Bedeutung liegt vielleicht eher in den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die Tätigkeit verrichtet wird. Was Arbeit ist, wäre dann nicht durch etwas definiert, was gewissermassen in ihr selbst liegt, sondern durch den gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem sie stattfindet – sie wäre weniger durch ihren Inhalt oder Gegenstand gekennzeichnet als dadurch, wie sie gesellschaftlich organisiert ist.

Auch diese Perspektive deckt sicher nur einen Teil des komplexen semantischen Feldes ab, welches durch das Wort Arbeit angesprochen wird, aber es ist ein Teil, der leicht vernachlässigt wird (etwa in den Medien) und es deshalb verdient, besonders hervorgehoben zu werden – es ist, vereinfacht gesagt, der soziologische Aspekt von Arbeit. Die radikalste Umschreibung wäre unter diesem Gesichtspunkt, Arbeit sei das, was gesellschaftlich als solche definiert und organisiert wird. Im gängigen Sprachgebrauch ist dies in erster Linie Erwerbstätigkeit, wie es die Tatsache nahelegt, dass man Arbeit haben oder aber arbeitslos sein kann, ebenso wie die umgangssprachliche Gegenüberstellung von Arbeit und Freizeit. Diese Gegenüberstellung lenkt ausserdem die Aufmerksamkeit auf ein zusätzliches, etwas versteckteres Merkmal: Arbeit in diesem gängigen Sinn gilt offenbar weitgehend als nicht frei, und dies in einem doppelten Sinn. Man ist nicht frei, zu arbeiten oder nicht, und man ist bei der Verrichtung der Arbeit nicht frei, so vorzugehen, wie man gerade möchte. Natürlich heisst hier ›unfrei‹ nicht automatisch ›versklavt‹, das Ausmass von Freiheit oder Zwang bei der Arbeit variiert je nach Situation, und dasselbe gilt für unsere Einstellung dazu – wir leiden nicht immer unter der Abwesenheit von Freiheit, oft akzeptieren wir sie, aus welchem Grund auch immer (es kann Überzeugung sein, es kann Einsicht in praktische Vorteile sein, es kann aber auch Resignation und Alternativlosigkeit sein). Dennoch: Ein Element von Zwang, von Aussenbestimmtheit ist bei Arbeit mitgedacht – woher kommt es?

Bezahlte und unbezahlte Arbeit

Ein Einschub ist hier nötig: Einiges vom bisher Gesagten gilt auch für unbezahlte Arbeit, anderes nicht. Unbezahlte Arbeit ist diesbezüglich heterogener als bezahlte, schon was das Ausmass des Zwangs betrifft: Familienarbeit beispielsweise ist weitgehend unausweichlich, auch wenn sie mehr oder auch weniger ausführlich und perfektionistisch geleistet und vor allem auch unterschiedlich zwischen den Familienmitgliedern verteilt werden kann; dies gilt jedoch nicht für Freiwilligenarbeit. Es führt deshalb nicht sehr weit, bezahlte und unbezahlte Arbeit zusammen analysieren zu wollen, auch wenn zwischen ihnen enge Beziehungen bestehen.² Wir werden uns im Folgenden auf die

Erwerbsarbeit beschränken und verweisen für die verbreitetste Form von unbezahlter Arbeit auf das Kapitel über Care-Arbeit.

Was die Familienarbeit betrifft, gilt in den meisten westlichen Gesellschaften – wenn auch in sehr unterschiedlichem Ausmass – auch heute noch das Prinzip des geschlechtsspezifischen Masterstatus, das dem männlichen Partner prioritär die Erwerbsarbeit bzw. die Verantwortung für die Beschaffung des Familieneinkommens zuschreibt und der weiblichen Partnerin prioritär die Verantwortung für die Familienarbeit, d.h. die Sicherstellung der grundlegenden nichtfinanziellen Bedingungen für das Funktionieren der Familie. (Krüger/Levy 2000) Dieses Prinzip kann als eine modernisierte Weiterentwicklung des im 19. und 20. Jahrhundert verbreiteten Grundsatzes der traditionellen strikten Bereichstrennung zwischen weiblich typisiertem, privatem Innenbereich und männlich typisiertem, öffentlichem Aussenbereich der Familie angesehen werden. Dieses Konzept unterstreicht, dass das seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um sich greifende Abrücken von dieser geschlechtsspezifischen Segregation nicht schon die völlige Abschaffung der Geschlechtstypisierung in horizontaler und vertikaler Hinsicht bedeutet. Vielmehr ist das Gewicht dieser Typisierung im Lebensverlauf charakteristischen Schwankungen unterworfen, die ausserdem je nach Sozialstaatsmodell unterschiedlich aussehen (Levy 2007, Elcheroth et al. 2011) und in der Schweiz, ähnlich wie in Deutschland, besonders ausgeprägt sind.³ Unter dem Gesichtspunkt der Zentralität der Erwerbsarbeit heisst dies, dass diese Zentralität zu den konstanten Merkmalen männlicher Lebensverläufe gehört, während sie in den meisten weiblichen Verläufen mehr oder weniger vorübergehend besteht und mehr oder weniger weitgehend zugunsten der Zentralität der Familienarbeit aufgegeben wird (Levy et al. 2006), also das, was Becker-Schmid (1985) als die doppelte Vergesellschaftung der Frau bezeichnet hat.

Erwerbsarbeit in der Marktgesellschaft⁴

Knapp und klar gesagt: Wir sind beim Entscheid, ob wir überhaupt gegen Entgelt arbeiten wollen, nicht frei, weil wir in einer Marktgesellschaft leben. So gut wie alles, was wir zum Überleben und auch zum Besserleben brauchen, erhalten wir nur, wenn wir es kaufen. Dafür brauchen wir Geld, und zu diesem Geld kommen die meisten von uns nur durch Erwerbsarbeit. Dieser Zwang liegt nicht in uns selber, etwa in unserem Charakter oder in unseren Wertvorstellungen, er ist vielmehr in die Grundorganisation der Gegenwartsgesellschaften eingebaut. Mit anderen Worten: Dieser Zwang besteht strukturell, d.h. unabhängig davon, was wir im Übrigen über Arbeit und über diesen Zwang denken.⁵

Eine zweite Unfreiheit in Bezug auf Arbeit entstammt der Tatsache, dass sie sozial organisiert ist. Sie findet – mit wenigen Ausnahmen – nicht in individueller Autarkie statt, sondern im Rahmen einer Organisation, ob es sich dabei um einen Privatbetrieb oder eine öffentliche Einrichtung, um eine kleine oder grosse Unternehmung handle. Dies gilt in den meisten Fällen auch für selbständig Erwerbende, obwohl ihr Verhaltensspielraum meist grösser ist als für Angestellte. Wer Organisation sagt, sagt damit nicht nur Koordination der Verhaltensweisen mehrerer Personen, sondern auch Arbeitsteilung und Hierarchie. Arbeitsteilung meint Spezialisierung der Tätigkeiten und die Geltung mehr oder weniger zwingender Regeln, die festlegen, wer was in welcher Reihenfolge tut und wie die zusammenarbeitenden ›SpezialistInnen‹ die Ergebnisse ihres Handelns aufeinander beziehen oder austauschen, sodass am Ende etwas Ganzes entsteht. So geht Arbeitsteilung mit gegenseitiger Abhängigkeit einher. Hierarchie bedeutet, dass nicht alle Zusammenarbeitenden das gleiche Ausmass an Kontrolle über die Arbeitsabläufe und -organisation haben, sondern dass die ›InhaberInnen‹ unterschiedlicher Stellungen entsprechend ungleiche Macht in der Organisation haben, sodass die Übergeordneten den Untergeordneten Handlungsanweisungen geben können, aber nicht umgekehrt. Hierarchie und Machtgefälle gehen so mit einseitigen Abhängigkeiten einher. Natürlich sind diese beiden Grunddimensionen organisierter Arbeit in konkreten Organisationen (Betriebe, Ämter usw.) unterschiedlich ausgestaltet, unter anderem demokratischer oder autokratischer (vgl. Kapitel ›Demokratisierung der Arbeitswelt‹). Aber beide spielen überall eine gewisse Rolle, sind wohl auch grundsätzlich unverzichtbar, und schränken die Handlungsfreiheit der in ihrem Rahmen Tätigen in unterschiedlichem Masse ein. Soviel zur Gegenüberstellung von (Erwerbs-)Arbeit und Freizeit bzw. Freiheit.

Es gibt also mindestens einen wesentlichen gesellschaftsstrukturellen Grund der Zentralität von Erwerbsarbeit, der nicht in ihr selber liegt. Gibt es noch weitere Faktoren ›ausserhalb‹ der Arbeit, die sie besonders wichtig machen? Ein zusätzlicher Faktor mag in der einfachen, erfahrungsnahen Tatsache liegen, dass der grösste Teil der Wachzeit erwachsener Männer für die Erwerbsarbeit eingesetzt wird, falls sie berufstätig sind; das ist zweifellos auch ein Aspekt von Zentralität. Für viele Frauen mit Kindern ist es dagegen die Familienarbeit, die den Hauptteil ihres wachen Lebens mobilisiert, selbst wenn sie teilzeiterwerbstätig sind; zumindest gilt das für gewisse Phasen ihres Lebens.⁶ Auch dieser Vergleich deutet darauf hin, dass es zwar gerechtfertigt ist, beide Arten des Einsatzes menschlicher Energie als Arbeit zu bezeichnen, dass es aber zwischen ihnen so viele wichtige

Unterschiede gibt, dass es genauso wichtig ist, sie nicht unter diesem gemeinsamen Titel zu vermischen.

Bisher wurden absichtlich strukturelle Faktoren in den Vordergrund gerückt, die der Erwerbsarbeit eine von persönlichen Vorstellungen weitgehend unabhängige und in diesem Sinne objektive Zentralität geben. Inwiefern neben diesen Faktoren die kulturelle oder ideologische Tatsache, dass Erwerbsarbeit für viele auch einen wichtigen sozialen Wert darstellt (es ist für sie wertvoll, zu arbeiten bzw. Arbeit zu haben), deren faktische Zentralität zusätzlich verstärkt und nicht bloss das (strukturell) Unumgängliche als (kulturell) Erwünschtes mit einer bejahenden Aura verbrämt, ist schwer zu sagen. Solche kulturellen Einflüsse sind zwar nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, doch bei genauerem Hinsehen erweisen sie sich oft eher als gewissermassen nachträgliche Rechtfertigung von Verhaltensweisen, die unverzichtbar sind, wenn man nicht grosse Opfer erbringen will, denn als der wirkliche Grund dafür. Als solche sind sie selbstverständlich auch interessant, unter anderem, weil die kulturelle Zentralität oder im Gegenteil Marginalität die Aufmerksamkeit der Menschen orientiert. Man muss sich beispielsweise fragen, in welchem Ausmass die Verstärkung des Individualismus über die vergangenen paar Jahrzehnte sowie die gleichzeitige Verstärkung der Konsum- und Freizeitorientierung in hochentwickelten Ländern die allgemeine Aufmerksamkeit von den (fortbestehenden) Ungleichheitsstrukturen der Gesellschaft ablenkt und diese damit der kritischen Analyse entzieht. Die alte marxistische Ideologiekritik im Zusammenhang mit Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit hat hier nach wie vor ihre Berechtigung.

Bisher haben wir die Zentralität der Erwerbstätigkeit nur plausibel gemacht. Wir müssen uns auch fragen, ob sie denn wirklich existiert und woran man sie ablesen kann.

Wie zentral ist Erwerbsarbeit?

Erwerbsarbeit und soziale Schichtung

Das Einkommen, über das eine Person oder eine Familie verfügen kann, gehört zu einem weiter reichenden Geflecht sozialer Güter, die zusammen deren soziale Lage bestimmen, also deren Stellung im System der sozialen Ungleichheiten, auch soziale Schichtung genannt.⁷ Ein besonders enger Zusammenhang besteht zwischen der Erwerbsarbeit und der hierarchischen Stellung in der Arbeitswelt, dem aus ihr resultierenden Einkommen und der allgemeinen sozialen Positionierung. Das Einkommen bestimmt die Kaufkraft der Person bzw. ihres Haushaltes, damit auch deren Wahlmöglichkeiten im Leben.

Darüber hinaus beeinflusst es viele weitere Aspekte ihrer Lebensqualität (bis hin zu Zufriedenheit, Gesundheit und Lebenserwartung oder sozialer Wertschätzung). So erweist sich die berufliche Stellung für die allgemeine soziale Positionierung der Personen und Familien als besonders ausschlaggebend. Zwar ist sie biografisch gesehen vom vorher erworbenen Bildungsniveau abhängig und dieses von der – »angeborenen« – sozialen Herkunft. Dennoch bestimmt die berufliche Stellung anschliessend – für den Grossteil des Erwachsenenlebens direkt und nach der Pensionierung indirekt – die Höhe des Einkommens, der Kaufkraft und all dessen, was durch diese bedingt wird.

Unnötig zu unterstreichen, wie gross die Unterschiede zwischen den Extremlagen in der heutigen schweizerischen Gesellschaft sind: Unten die Working Poor, die mit ihrer Erwerbstätigkeit nicht einmal ihr Existenzminimum verdienen, die Arbeitslosen, und noch weiter unten jene, die aufgrund ihres juristischen Status (etwa Asylsuchende) nicht arbeiten dürfen oder die illegal im Land sind und deshalb besonders schlechte Arbeits- und Existenzbedingungen akzeptieren müssen. Und ganz oben die MilliardärInnen, die den Grossteil ihres Einkommens nicht durch persönliche Arbeit verdienen, sondern durch Finanzeinnahmen und Vermögenstransaktionen aller Art.

Die Zentralität der Erwerbsarbeit ergibt sich also nicht nur aus der direkten Bedeutung dessen, was diese im täglichen Leben ermöglicht oder verhindert, sondern auch allgemeiner daraus, was mit ihr faktisch zusammenhängt. Einkommen und Vermögen gehören so intim zum Bündel der wesentlichen Ungleichheiten in Gegenwartsgesellschaften,⁸ dass sie trotz ihrer Unterschiede zu analytischen Zwecken weitgehend austauschbar sind. Die folgenden Zooms auf Zusammenhänge zwischen Schichtposition und anderen Lebensaspekten sollen etwas umfassender die Feststellung der Zentralität der Erwerbsarbeit belegen.⁹

Zusammenhang zwischen verschiedenen Ungleichheitsdimensionen

Eine erste wichtige Feststellung ist der enge empirische Zusammenhang zwischen denjenigen Ungleichheitsdimensionen, die in allen hochindustrialisierten Gegenwartsgesellschaften den Kern des Schichtungssystems ausmachen, nämlich Bildung, Berufsposition, Einkommen und Vermögen. Ohne hier vielfältig publizierte Zahlen und Grafiken zu wiederholen (vgl. Levy et al. 1997), sei dieser Zusammenhang einfach paraphrasiert: Höhere Bildung führt im Lebensverlauf mit wenigen Ausnahmen zu höheren Berufspositionen, die ihrerseits zu höheren Einkommen führen und damit höhere oder »bessere« Lebensbedingungen (Konsumstandard usw.) ermöglichen.

Analog führt tiefere Bildung zu tieferen Berufspositionen und tieferen Einkommen und entsprechend schlechteren Lebensbedingungen.¹⁰ Ausserdem zeigen die diesbezüglichen Analysen, dass diese Unterschiede, anhand des Lebenslaufs der Einzelpersonen betrachtet, nicht erst mit dem Bildungsabschluss beginnen, den sie erreichen, sondern bereits mit ihrem Herkunftsstatus, d.h. mit den Bildungs-, Berufs- und Einkommenspositionen ihrer Eltern. Die starke Vererbung des sozialen Status zwischen den Generationen wird durch das Schulsystem nicht etwa abgeschwächt, sondern im Gegenteil konsolidiert.¹¹ (Meyer 2008) Auch die Weiterbildung funktioniert in der Schweiz nicht etwa so, dass sie es Erwachsenen erlauben würde, frühere Bildungslücken aufzufüllen. Faktisch wird sie viel eher so benützt, dass bereits gut Gebildete ihre Qualifikationen zusätzlich verbessern (unter anderem durch gezielt als ›Prämien‹ für das Personal konzipierte Unterstützungspolitiken der Unternehmungen).

Ausserdem zeigt die Forschung, dass sich soziale Ungleichheiten im Lebensverlauf weitgehend verstärken, gemäss dem sogenannten Matthäusprinzip: wer hat, dem wird gegeben (oder wissenschaftlicher formuliert gemäss dem Prinzip der Kumulation sozialer Vor- und Nachteile im Lebensverlauf). So sind etwa Vermögen nicht nur in jeder Generation ungleich verteilt – und zwar wesentlich ungleichlicher als Einkommen – sondern ihre Ungleichheit wird in der Generationenabfolge unter heutigen Bedingungen durch das Erben weiter verstärkt. Die meisten Erben von nennenswerten Vermögen sind zum Zeitpunkt des Erbens bereits pensioniert, haben aber dank ihrer privilegierten Ausgangsbedingungen und deren biografischer ›Aufnung‹ gemäss dem Matthäusprinzip ihrerseits bereits ein gewisses Vermögen angehäuft, das durch den Erbgang spät in ihrem Leben noch weiter erhöht wird. (Kissling 2008, Szydlik 2012) Und auch hier gilt das umgekehrt Analoge für wenig Vermögende: Sie stammen mehrheitlich aus bescheidenen Verhältnissen, haben ein ebenfalls bescheidenes Bildungsniveau erreicht, finden während ihres Berufslebens wenig Möglichkeiten, ein eigenes Vermögen aufzubauen, und haben auch kaum Aussichten, einmal ein gewichtiges Erbe anzutreten.

Ungleichheit und soziale Beziehungen

Überlegt man sich, in welchen regelmässig wiederkehrenden Zusammenhängen oder institutionalisierten Feldern man eher Menschen aus ähnlicher Schichtlage wie man selber antrifft und in welchen Menschen aus allen bzw. typisch anderen Schichtlagen, so fällt einem schnell auf, dass die erste Art von Situation im Alltagsleben stark vorwiegt.

Die meisten Wohnquartiere beispielsweise sind schichtmässig wenig bis gar nicht gemischt, dasselbe gilt für die Geschäfte, Beizen, Schulen usw. in diesen Quartieren, und dies nicht nur in grossen Städten. Ähnlich funktionieren viele Arbeitsplätze, und zwar nicht nur in Bezug auf die Arbeit selbst – man isst beispielsweise meistens nicht mit allen Menschen, die im selben Betrieb oder gar in derselben Unternehmung arbeiten, sondern mit den Kolleginnen und Kollegen, also jenen, die zur unmittelbaren Arbeitsumgebung (Büro, Werkstatt) gehören – und damit meist auch zur selben oder einer ähnlichen Hierarchiestufe. Dieser einfache Mechanismus bringt also sozial bzw. schichtmässig ähnliche eher als unähnliche Menschen miteinander in Kontakt. Für Kinder gilt dasselbe, zuerst, was die Schule betrifft, aber auch die Freizeit und die Ferien – etwa Ferienlager.

Eine sozial weitgehend mischende Institution ist dagegen allenfalls der tägliche Verkehr (jedenfalls die öffentlichen Verkehrsmittel), wo aber so gut wie keine dauerhaften Kontakte entstehen, für Männer auch (noch) die Armee, deren soziale Mischungs- und damit auch Integrationsfunktion oft unterschätzt wird – nach weiteren Beispielen muss man schon angestrengt suchen.

Unsere täglichen Kontakte werden also rein strukturell, auch ohne unser Dazutun, von der bestehenden Gesellschaftsorganisation in grossem Ausmass so kanalisiert, dass wir wesentlich öfter Menschen mit ähnlichem Sozialprofil wie wir treffen als andere.

Angesichts dieser einfachen, aber unauffälligen Tatsache ist es denn auch nicht verwunderlich, dass die beiden wichtigsten Formen längerfristiger sozialer Bindung, die Bildung von Paaren und von Freund- oder Bekanntschaften, mehrheitlich unter sozial Ähnlichen zustande kommen (bei der Paarbildung spricht man von Homogamie, bei der Bildung von Bekanntschaften von Homosozialität). So strukturiert das gesellschaftliche Schichtungssystem systematisch und dauerhaft die zwischenmenschlichen Interaktionen.

Ungleichheit und soziale Integration

Auch die Intensität und Vielfalt sozialer Teilnahme allgemein, am kulturellen Leben, an Freiwilligenarbeit, an kollektiven Formen der Freizeit, am Vereinsleben, an politischen Aktivitäten usw., ist tendenziell in den höheren sozialen Schichten ausgeprägter als in den unteren, auch wenn dieser Zusammenhang teilweise weniger stark ist als bei den anderen hier angeführten Beispielen. Dasselbe gilt sogar für Berufstätigkeit und das Leben in einer Familie, die beiden wohl bedeutungsvollsten Felder sozialer Integration für Erwachsene: In den oberen sozialen Schichten lebt man häufiger in einem Familienhaushalt (öfter als z.B. als Single) und ist man häufiger erwerbstätig

(als z.B. arbeitslos oder ausschliesslich familienarbeitend) als in den mittleren oder gar unteren. (Levy et al. 1997, Bühlmann et al. 2012)

Ungleichheit und Gesundheit

Arbeit ist ein wesentlicher Bestimmungsfaktor für die Gesundheit, sowohl auf der physischen als auch auf der psychischen Ebene. Zur physischen Ebene kann man so grundlegende Aspekte wie die Häufigkeit von Krankheit und Invalidität oder die Lebenserwartung zählen, zur psychischen ›leichtere‹, aber deshalb nicht weniger wichtige Aspekte wie das subjektive Wohlbefinden oder ›Glück‹, aber auch ›schwerere‹ wie psychosomatische und psychische Störungen und Erkrankungen (z. B. Burnout, vgl. Siegrist 2012). Die empirische Forschung bestätigt den alten und überbeanspruchten Spruch »lieber reich und gesund als arm und krank«: Reichtum und Gesundheit korrelieren tatsächlich systematisch miteinander, sodass etwa die Krankheitshäufigkeit und die Invalidität auf tieferen Berufsrängen deutlich ausgeprägter sind als auf mittleren und höheren, und umgekehrt die Lebenserwartung ›oben‹ einige Jahre länger ist als ›unten‹. (Gubéran & Usel 2000, Burton-Jeangros 2009) Diesen seit Jahrzehnten international wiederkehrenden Befund haben zwei amerikanische ForscherInnen kürzlich zum plakativen, aber nicht unrichtigen Titel ›Gleichheit ist Glück‹ verdichtet. (Wilkinson/Pickett 2010)

Ungleichheit und politische Einstellungen

Eine ganze Reihe politischer Orientierungen sind mehr oder weniger stark mit der Schichtlage verknüpft: Je höher diese ist, desto eher ist frau/man Parteimitglied und allgemeiner an Politik interessiert, auch die Parteisympathien folgen der Schichtlage, wenn auch nicht so, dass man gewissermassen jeder Schichtlage eine besondere Parteipräferenz zuordnen könnte. Tendenziell gilt: Je tiefer die Schicht, desto eher wird mit der SVP sympathisiert, je höher, desto eher mit der SP, der GP oder auch der FDP. (Bühlmann 2012) Ebenfalls wird regelmässig festgestellt, dass mit steigender Schichtlage die Wertvorstellungen liberaler und weniger vorurteilsvoll sind, auch in Sachen Geschlechtergleichstellung. (Cattacin et al. 2006) Natürlich ist die Schichtlage bei weitem nicht der einzige Faktor, der diese Einstellungsaspekte beeinflusst, aber sie ist durchgehend von Belang. Analoges gilt für das Ausmass der Autonomie in der Berufsausübung. Wie jemand die Gesellschaft sieht und beurteilt, hängt sehr stark davon ab, aus welcher Position in ihr sie/er sie betrachtet. (Sennett/Cobb 1972, Karrer 1998, Stamm et al. 2003, Bergman et al. 2011)

Ungleichheit und soziale Anerkennung

Ein wichtiger Zusammenhang besteht auch zwischen der Arbeit und der sozialen Bewertung oder Anerkennung einer Person. Ganz unabhängig davon, wie sie ihre Arbeit selbst sieht und bewertet, wie sehr sie sich damit identifiziert oder sie nur als notwendiges Übel ansieht, hängt ihre soziale Anerkennung sehr stark mit dem Prestigewert ihrer Arbeit zusammen (und ausserdem mit jenem ihres Bildungsniveaus, ihres Konsumstils, ihres sozialen Kreises usw.). Und wir wissen nicht nur aus der Forschung, wie wichtig für das Selbstbild die soziale Anerkennung ist, die jemand genießt, denn so unabhängig wie im vorherigen Satz angenommen sind soziale Bewertung und Selbstbewertung im praktischen Leben nicht – im Gegenteil ist die soziale Bewertung einer Person ein zentraler, wenn auch nicht der einzige Pfeiler ihres Selbstbewusstseins. Beide hängen eng miteinander zusammen, auch wenn dieser Zusammenhang nicht für alle Personen gleich unmittelbar ist (die grosse psychologische Bedeutung der sozialen Anerkennung zeigt auch ihr Gegenteil in der Berufswelt, das Mobbing).

Kulturelle Zentralität von Erwerbsarbeit

Als wie zentral die Arbeit empfunden wird und wie sie überhaupt wahrgenommen wird, ist ein weiteres Thema, das hierher gehört und bisher in der Schweiz nicht besonders intensiv untersucht wurde. Mangels Raum können wir es nur mit einem kurzen Seitenblick betrachten. Man kann die subjektive Zentralität der Arbeit etwa daran messen, inwiefern man die folgende Aussage ablehnt: »Ein Beruf ist nur ein Mittel, um Geld zu verdienen – nicht mehr.«¹² Nach diesem Kriterium gesehen wird eine reine Job-Haltung im internationalen Vergleich tatsächlich in der Schweiz besonders häufig abgelehnt (71 Prozent, nur in Norwegen ist die Ablehnung noch etwas höher), aber insgesamt zeigt sich in 15 von 27 hochentwickelten Ländern (im Wesentlichen handelt es sich um die OECD-Staaten) mindestens die Hälfte der Befragten nicht rein job-orientiert. Noch etwas schärfer fasst eine andere Frage die sogenannte intrinsische Arbeitsorientierung: »Ich würde auch dann gerne berufstätig sein, wenn ich das Geld nicht bräuchte.« Auch hier gehört die Schweiz zu den Ländern mit dem höchsten Anteil Bejahender (74%). Diese beiden Resultate bestätigen die verbreitete Ansicht, die Arbeit als kultureller Wert sei in der Schweiz besonders stark verankert. Dass es sich dabei um eine allgemeine Wertvorstellung handelt und nicht um den Ausdruck einer besonderen persönlichen Situation, wird dadurch nahegelegt, dass diese Haltung wenig mit anderen sozialen Merkmalen der Person zusammenhängt: Nicht nur bestehen kaum Unterschiede zwischen Männern und Frauen, sondern genauso wenige zwischen be-

rufstätigen und nicht berufstätigen Menschen und zwischen anderen Kriterien. Dagegen zeigt die weitere Analyse, dass diese sogenannt intrinsische Berufsorientierung zur allgemeineren Lebenszufriedenheit gehört: Die Rückweisung der Joborientierung ist bei jenen besonders ausgeprägt, die sich mit ihrem Leben allgemein als besonders zufrieden erklären. Von dieser Feststellung ausgehend liegt der weitere Schritt nahe, dass die relativ hohe Zufriedenheit der schweizerischen Bevölkerung mit ihren vergleichsweise guten, international gesehen privilegierten Lebensbedingungen zusammenhängt, trotz aller Ungleichheiten, die innerhalb der schweizerischen Gesellschaft bestehen. Dennoch gilt auch für die Schweiz die Feststellung, dass die bestehende Arbeitsorganisation daran ist, den Ast abzusägen, auf dem sie sitzt: Die immer stärker auf kurzfristige Gewinnmaximierung und verstärkte Konkurrenz unter den einzelnen ArbeitnehmerInnen ausgerichtete Privatwirtschaft lebt wesentlich auch von einer traditionellen, qualitätsorientierten Arbeitsmotivation, zu deren Aufrechterhaltung, vor allem in der Generationenfolge, sie immer weniger beiträgt. (dazu schon Lutz 1984)

Zentralität der Erwerbsarbeit und Gesellschaftsstruktur

Die Frage nach dem gesellschaftlichen Grund der Zentralität von Erwerbsarbeit wurde bereits ansatzweise beantwortet. Was wir seither zusätzlich betrachtet haben, belegt diese Zentralität anhand des Einflusses, den die Erwerbs- und damit Schichtposition der Menschen auf eine Reihe weiterer Verhaltensbereiche ausübt. Davon ausgehend können wir den bereits angesprochenen Grundzusammenhang vollständiger formulieren: Der wichtigste Grund für die Zentralität der Arbeit in Gegenwartsgesellschaften liegt in deren Organisation, d.h. darin, dass man zum Überleben Geld braucht und (ausser einigen Privilegierten, ›Ausgestiegenen‹, sozial Unterstützten oder aber DelinquentInnen) dieses Geld nur durch Erwerbsarbeit beschaffen kann, und in der in praktisch allen Lebensbereichen feststellbaren Strukturierungskraft der vorwiegend auf der beruflichen Stellung beruhenden Schichtlage.¹³

Dass Erwerbsarbeit im Allgemeinen, d.h. vor allem, wenn sie in mittleren bis grösseren Arbeitsorganisationen ausgeübt wird, besonders stark hierarchisiert ist und sich deshalb durch ungleiche Machtverhältnisse auszeichnet, ist seinerseits wieder durch diesen Grundzusammenhang bestimmt, denn für die meisten erwachsenen Menschen gibt es keine Alternative der Lebensfristung, sie sind also grundsätzlich davon abhängig, eine Stelle zu haben. Die Ausnahme, in der gewisse Qualifikationen derart gesucht sind, dass die Erwerbstätigen

und nicht die Arbeitgeber am längeren Hebel sitzen, widerspricht wegen ihrer Seltenheit dieser allgemeinen Regel nicht. Kurz gesagt: Erwerbsarbeit eignet sich deshalb besonders zur Machtausübung, weil und solange sie lebensnotwendig ist. Und genau deshalb kann man auch ihren Problemen und negativen Folgen besonders wenig ausweichen (Krankheit, Stress, Depression, Burnout, vgl. Böhnke 2011).

Aufbrechen der Zentralität von Erwerbsarbeit?

Die heute bestehenden Unterstützungsmassnahmen von Arbeitslosenversicherung und Sozialhilfe sind am Existenzminimum und in keiner Weise am vor einer Notlage innegehabten sozialen Status orientiert, sodass sie sozialen Abstieg nicht verhindern, sondern nur einigermaßen abbremsen. Sie sind eine Form administrativ geregelter Verwaltung von Statusverlust bis hin zur Armut und stellen den grundlegenden strukturellen Konnex, der uns hier interessiert, nicht in Frage.

Würde dieser Konnex aufgehoben oder zumindest abgeschwächt, etwa durch ein genügendes bedingungsloses Grundeinkommen, entfielen tatsächlich der existenzielle Zwang zur Erwerbsarbeit – aber damit nicht auch gleich der Rest der sozialen Schichtung. Genauso wenig verschwände die Bedeutung von Einkommen und Kaufkraft für die soziale Positionierung der Menschen oder die Motivationsrichtung, die daraus resultiert, denn die Marktwirtschaft würde dadurch nicht grundlegend verändert, sondern nur um einen relativ wirksamen Umverteilungsmechanismus ergänzt. Leute, die nicht mehr als das Grundeinkommen zur Verfügung hätten, wären damit automatisch im unteren Teil der sozialen Hierarchie platziert (ausser sie hätten zusätzliche Einkünfte, die nicht aus bezahlter Arbeit stammen, etwa Kinder oder Pensionierte). Diese Hierarchie selbst, also die soziale Schichtung, wäre durch eine solche Massnahme keineswegs aufgehoben, sie würde ›bloss‹ nicht mehr bis in die Tiefe von Armut und Not hinunterreichen. Auch ohne die Notwendigkeit, durch eigene Erwerbsarbeit einen existenzsichernden Einkommenssockel zu garantieren, wäre deshalb für einen grossen Teil der Gesellschaftsmitglieder die Suche nach einer angenehmeren, befriedigenderen, vorteilhafteren und geschätzteren sozialen Stellung als dem garantierten Minimum höchstwahrscheinlich Motivation genug, um dennoch weiterhin erwerbstätig zu bleiben und nach sozialem Aufstieg zu streben. Dagegen wäre der Zwang dazu geringer und entsprechend der Verlust einer Stelle – auch durch eigene Kündigung – weniger bedrohlich und gesundheitsschädigend. So würde mithin auch die Verhandlungsposition der ArbeitnehmerInnen gegenüber den Arbeitgebenden gestärkt

und der Spielraum für erniedrigende, ungeschützte und unterbezahlte Erwerbstätigkeit stark beschränkt.¹⁴

Es ist also schwer abzusehen, wie in so komplexen Gesellschaften wie den gegenwärtigen die Bedeutung der Erwerbsarbeit auf Null reduziert werden könnte, aber es ist durchaus interessant zu überlegen, wie der extreme Zwangscharakter, den sie unter den gegenwärtig vorherrschenden Bedingungen hat, vermindert werden kann; Modelle wie ein generalisiertes ›Bürgergehalt‹ (BIEN 2010) oder eine Allgemeine Erwerbsversicherung (Gurny/Ringger 2009) zielen genau in diese Richtung: Sie wollen dem System der sozialen Ungleichheiten einen Boden unterziehen, unter den niemand fallen kann und der Armut ausschliesst.¹⁵

Anmerkungen

1 Arbeitsbesessenheit ist offensichtlich keine schweizerische Spezialität, wenn man sich auf Paul Lafargue, den Schwiegersohn von Marx bezieht. Sein 1880 erschienenes Werk ›Le droit à la paresse‹ geht von folgender Diagnose aus: »Eine seltsame Besessenheit beherrscht die Arbeiterklassen der Nationen, in denen die kapitalis-

tische Zivilisation vorherrscht. Dieser Wahn zieht individuelles und soziales Elend nach sich, wie sie seit zwei Jahrhunderten die traurige Menschheit plagten. Bei diesem Wahn handelt es sich um die Liebe zur Arbeit, die todgeweihte Leidenschaft der Arbeit, die bis zur Erschöpfung der Lebenskräfte des Individuums und seiner Nachkommenschaft getrieben wird.« (Lafargue 1880, Übersetzung RL).

2 Unter anderem in dem Sinne, dass oft die unbezahlte Arbeit der einen die bezahlte Arbeit von anderen erst ermöglicht, gerade im Fall der Familienarbeit. Dasselbe Argument könnte wohl auch für einen grossen Teil der Freiwilligenarbeit angeführt werden, denn in strikt wirtschaftswissenschaftlichen Termini sozialisiert sie einen nicht vernachlässigbaren Teil der gesellschaftlichen Transaktionskosten.

3 Dies weist darauf hin, dass es unzureichend wäre, die bestehende Ungleichbehandlung der Geschlechter in erster Linie als Ergebnis eines rein zwischenmenschlichen Doing Gender aufzufassen, institutionelles Doing Gender ist dafür höchstwahrscheinlich wesentlich stärker verantwortlich.

4 Grundsätzlich wäre es richtiger, von Warengesellschaft oder von monetärer Produktionswirtschaft zu sprechen, um den unumgänglichen Stellenwert des Geldes beim Warenerwerb zu unterstreichen. Leider hat sich kein derartiger Begriff im Deutschen durchgesetzt.

5 Es wäre ein ethnozentrischer Irrtum, im zentralen Stellenwert der Arbeit eine Naturkonstante der menschlichen Existenz zu sehen. In vielen der einfachsten Gesellschaften, die vom Jagen und Sammeln leben, ist der Zeitaufwand für die Gewinnung des Lebensnotwendigen wesentlich geringer als in modernen, industrialisierten oder postindustriellen Gesellschaften oder als in Agrargesellschaften (laut anthropologischen Beobachtungen ist die in diesen Gesellschaften pro Person aufgewendete Zeit, die zur Sicherstellung des täglichen Bedarfs nötig ist, wesentlich kürzer – kaum mehr als vier bis sechs Stunden pro Tag – als in hochentwickelten postindustriellen Gesellschaften, vgl. etwa Sahlin 1972). Ausserdem gibt es dort meist gar keinen Begriff, der unserem Arbeits- oder Produktionsbegriff entsprechen würde. Das hat natürlich auch mit den ungleich bescheideneren Anspruchsniveaus an materiellen und anderen Gütern in diesen Gesellschaften zu tun, ändert aber nichts an der Tatsache, dass die moderne Zentralität der Arbeit sich geschichtlich erst relativ spät entwickelt hat und nicht immer schon da war.

6 Die Geschlechtstypisierung von Familien- und Erwerbsarbeit wird durch die offizielle Statistik stark unterschätzt, weil sie vorwiegend statisch ausgerichtet ist. Wie weitgehend sie männliche und weibliche Lebensläufe unterschiedlich organisiert, geht aus den Analysen von Levy et al. (2006) hervor.

7 Dies gilt auch vom Vermögen. Es stammt meist nur teilweise aus eigener Arbeit und spielt für einen grossen Teil der Bevölkerung keine grosse Rolle zur Bestimmung ihres Lebensstandards, weil es dafür zu gering ist; wir erwähnen es deshalb nur am Rand, ohne sein besonderes Gewicht im Gesamtsystem der Ungleichheiten aus den Augen zu verlieren.

8 Andere wichtige Ungleichheitsdimensionen sind Bildung, Berufsstellung und eine Reihe weiterer Ungleichheitsmerkmale, die man eher zum zweiten Rang der schichtungsbestimmenden Kriterien zählen kann (für eine systematischere, nach wie vor gültige Analyse des schweizerischen Schichtungssystems vgl. Levy et al. 1997).

9 Weitere derartige Analysen und Vergleiche finden sich etwa im schweizerischen Sozialbericht 2012 (Bühlmann 2012), und zwar nicht nur im Kapitel, das direkt den Ungleichheiten gewidmet ist.

10 Bildung ist nicht der einzige, aber der erklärungskräftigste Bedingungsfaktor für Armut und Arbeitslosigkeit, wie viele empirische Studien und besonders auch die Sozialhilfestatistiken zeigen.

11 Weitere Aspekte, auf die hier nicht näher eingegangen wird, spielen eine wichtige Rolle bei der sozialen Positionierung der Menschen. Typischerweise handelt es

sich dabei um die Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien, deren Mitglieder pauschal privilegiert oder diskriminiert werden: Geschlecht, Altersgruppen, ethnische oder durch Nationalität definierte Kategorien (in anderen Gesellschaften oft »Rasse« genannt), Behinderungen usw. Es ist interessant festzustellen, dass Art. 8 der Bundesverfassung eine grössere Zahl solcher Diskriminationskategorien nennt, ohne dass es hinreichende gesamtschweizerische Politiken zur systematischen Verhinderung der diesbezüglichen Diskriminierung gäbe.

12 Umfragen International Social Survey Program ISSP 2005 und Measurement and Observation of Social Attitudes in Switzerland MOSAiCH 2005, erhältlich bei: www.fors.unil.ch

13 Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass lange nicht alle Mitglieder einer Gesellschaft wie der schweizerischen eine eigene Berufsposition haben: Dies gilt namentlich für Kinder und Jugendliche, für Pensionierte, für ausschliesslich Familienarbeitende, aber auch für PensionärInnen von Spitälern, Kliniken und Gefängnissen (2010 waren rund 52 Prozent der Gesamtbevölkerung erwerbstätig). Auch diese Menschen haben natürlich eine Position in der sozialen Schichtung inne. Sofern sie allein leben, beruht sie auf anderen Grundlagen als ihrer Berufsposition, sofern sie Familienmitglieder sind, vor allem Kinder, aber auch Vollzeithausfrauen, teilen sie mehrheitlich die Schichtlage des Hauptverdieners und sind insofern statusabhängig. Bei Pensionierten spielt die erreichte Berufsposition unter anderem über die davon beeinflusste Rentenhöhe eine wichtige Rolle.

14 Diese knappen Überlegungen zum Projekt eines bedingungslosen Grundeinkommens bleiben natürlich sehr partiell und auf den Zusammenhang dieses Textes beschränkt. Für eine praxisorientierte Sicht vgl. etwa Bischel et al. 2012 sowie weitere Beiträge im Denknetz-Jahrbuch 2012.

15 Natürlich ist in diesem Zusammenhang mit Armut nicht die rein quantitative Definition gemeint (z.B. Armutsgrenze bei 60 Prozent des Medianeinkommens), denn diese »Armut« gibt es aus rechnerischen Gründen immer. Gemeint ist Armut im qualitativen Sinn der Privation von als grundlegend angesehenen Gütern und Dienstleistungen. (Ulrich/Binder 1998, Tillmann/Budowski 2006)

Literatur

Becker-Schmidt, Regina: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchner, Lilo; Ina Wagner (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Soziologische Befunde zu geschlechtsspezifischen Formen der Lebensbewältigung. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien 1987.

Basic Income Earth Network BIEN: Die Finanzierung eines bedingungslosen Grundeinkommens. Zürich 2010.

Bergman, Manfred Max; Claudia Heinzmann, Eveline Huber, Martha Vogel: Bügelle, bueze, chrampfe. Schweizerdeutsche Erzählungen über Arbeit. Zürich 2011.

Bischel, Iris; Urs Chiara; Silvia Domeniconi; Ruth Gurny; Katharina Prelicz-Huber, Beat Ringger, Ueli Tecklenburg; Bettina Wyer: Ein bedingungsloses Grundeinkommen muss die Freiheiten aller stärken. Denknetz-Jahrbuch 2012, S. 193–195.

Böhnke, Petra: Gleichheit und Sicherheit als Voraussetzung für Lebensqualität? WSI-Mitteilungen (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut) 4. Düsseldorf 2011, S. 163–170.

Bühlmann, Felix, Céline Schmid Botkine (Hrsg.): Sozialbericht 2012 – Fokus Generationen. Zürich.

Burton-Jeangros, Claudine: Les inégalités face à la santé: l'impact des trajectoires familiales et professionnelles sur les hommes et les femmes. In: Oris, Michel; Eric Widmer; Anik de Ribaupierre; Dominique Joye; Dario Spini; Gisela Labouvie-Vief;

- Jean-Marc Falter (dir.): Transitions dans le parcours de vie et construction des inégalités. Lausanne 2009, S. 273–295.
- Cattacin, Sandro; Brigitta Gerber; Massimo Sardi; Robert Wegener: Monitoring misanthropy and rightwing extremist attitudes in Switzerland. An explorative study. Sociograph – Sociological Research No. 1. Genève 2006.
- Elcheroth, Guy; Felix Bühlmann; Manuel Tettamanti: Valeurs égalitaires et pratiques sexuelles: une approche biographique et comparative. In: Joye, Dominique; Christine Pirinoli; Dario Spini; Eric Widmer (dir.): Parcours de vie et insertions sociales. Zürich 2011, S. 81–104.
- Gubéran, Etienne; Massimo Usel: Mortalité prématurée et invalidité selon la profession et la classe sociale à Genève, et Ecart de mortalité entre classes sociales dans les pays développés. Genève 2000.
- Gurny, Ruth; Beat Ringger: Die grosse Reform. Die Schaffung einer Allgemeinen Erwerbsversicherung AEV. Zürich 2009.
- Karrer, Dieter: Die Last des Unterschieds. Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich. Opladen 1998.
- Kissling, Hans: Reichtum ohne Leistung. Die Refeudalisierung der Schweiz. Zürich 2008.
- Krüger, Helga; René Levy: Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs. Berliner Journal für Soziologie 10(3) 2000, S. 379–401.
- Lafargue, Paul: Le droit à la paresse. Paris 1880.
- Levy, René: Particulière, singulière ou ordinaire? La régulation suisse des parcours de vie sexués. In: Eberle, Thomas; Kurt Imhof (Hrsg.): Sonderfall Schweiz. Zürich 2007, S. 226–247.
- Levy, René; Jacques-Antoine Gauthier; Eric Widmer: Entre contraintes institutionnelle et domestique : les parcours de vie masculins et féminins en Suisse. Cahiers canadiens de sociologie 31(4) 2006, S. 461–489.
- Levy, René; Dominique Joye; Olivier Guye; Vincent Kaufmann: Tous égaux? De la stratification aux représentations. Zürich 1997. (Deutsche Kurzfassung: Dies.: Alle gleich? Soziale Schichtung, Verhalten und Wahrnehmung. Zürich 1998.)
- Lutz, Burkart: Der kurze Traum von der immerwährenden Prosperität. Frankfurt/Main 1984.
- Madörin, Mascha: Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. Denknetz-Jahrbuch 2007, S. 145–162.
- Meyer, Thomas: Wer hat, dem wird gegeben: Bildungsungleichheit in der Schweiz. In: Sozialbericht 2008: Die Schweiz vermessen und verglichen. Zürich, S. 60–81.
- Sahlins, Marshall: Stone Age Economics. Chicago 1972.
- Sennett, Richard; Jonathan Cobb: The Hidden Injuries of Class. New York 1972.
- Siegrist, Johannes: Burnout und Arbeitswelt. Vortrag im Rahmen der 62. Lindauer Psychotherapiewoche. 2012.
- Stamm, Hanspeter; Markus Lamprecht; Rolf Nef: Soziale Ungleichheit in der Schweiz. Strukturen und Wahrnehmungen. Zürich 2003.
- Szydlík, Marc: Von der Wiege bis zur Bahre: Generationentransfers und Ungleichheit. In: Bühlmann, Felix; Céline Schmid Botkine (Hrsg.): Sozialbericht 2012 – Fokus Generationen. Zürich 2012, S. 58–71.
- Tillmann, Robin; Monica Budowski: La pauvreté persistante: un phénomène de classe, de cumul de désavantages ou d'individualisation? Revue suisse de sociologie 32(2) 2006, S. 329–348.
- Ulrich, Werner; Johann Binder: Armut erforschen. Eine einkommens- und lebenslagenbezogene Untersuchung im Kanton Bern. Zürich 1998.
- Wilkinson, Richard; Kate Pickett: Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Berlin 2012.